

Eine Übung für die Zukunft

Lernen wir gerade für ein Dasein mit immer mehr Menschen auf engem Raum und weniger Ressourcen? Ein winziger Keim zwingt uns dazu, unser Leben zu verändern. Wir halten Distanz und fliegen weniger, arbeiten zu Hause statt im Büro, nutzen Lieferdienste und meiden Restaurants. Ist das sogar eine Chance für die Erde? **Von Peter Hossli und Carole Koch**

Sozialverhalten

Solidarisch, distanziert, rücksichtsvoll

Leicht fällt es selbst dem Bundesrat nicht, Distanz zu wahren. Am Mittwoch riet Gesundheitsminister Alain Berset, anderen die Hand nicht mehr zu reichen, damit sich das Coronavirus Sars-CoV-2 langsamer ausbreite. Danach schüttelte er Heidi Hanselmann die Hand, der Präsidentin der kantonalen Gesundheitsdirektoren. Beide ernteten Spott. Es war eine Lektion.

Die Schweiz übt, Abstand zu halten, Hände zu waschen, in Armbeugen zu husten. Aufgrund staatlicher Empfehlung gewöhnen wir uns daran, die Wangen vor Küsschen zurückzuziehen. TV-Moderatoren legen die Hände am Schluss ihrer Sendung auf das Pult, statt sie den Gästen zu reichen. Und ein Bundesrat führt vor, wie schwer es ist, eingespielte Normen zu ändern.

Landesweit beschreiten wir öffentliche Räume neu: Man geht sich aus dem Weg. Und das ist nicht nur schlecht. Auf Rolltreppen wird weniger gerempelt. Beim Ein- und Aussteigen in Züge und Busse lässt man sich den Vortritt. Sogar Grapscher halten sich zurück.

Am hartnäckigsten hält sich ein Ritual, das zu unserer Kultur gehört und wiederholt

Debatten über Integration auslöst: das Händeschütteln. Auf Zeichnungen von Höhlenmenschen existiert der Händedruck nicht. Die älteste Darstellung ist fast 3000 Jahre alt. Sie zeigt den assyrischen König beim Gruss des babylonischen Herrschers 850 v. Chr. Historiker erklären den Handschlag als pazifistisches Symbol: Wer die Hand zum Gruss hinstreckt, hält unter dem Gewand weder Dolch noch Revolver. Israelische Biologen glauben, der Händedruck habe im Zug der Evolution die tierische Eigenschaft des Beschnüffeln ersetzt. Viele Menschen würden mehrmals täglich an ihren Fingern riechen - vor allem nach dem Händedruck. Als «barbarischen Akt» bezeichnet das Donald Trump. Aus gesundheitlicher Sicht hat der Präsident recht: Über die Hände breiten sich Keime rasant aus. Es hat also sein Gutes, lernen wir derzeit, was Ärzte während der Grippezeit immer wieder raten: sich beim Grüssen nicht zu berühren.

Die auferlegte Distanz macht uns fitter für eine Welt mit mehr Menschen im urbanen Raum. «Wir werden näher zusammenleben und müssen gleichzeitig grössere Distanzen einhalten», sagt Immunologin Beda Stadler. Das *social distancing* verkleinert den Kreis der Menschen, denen wir nahe sind. «Kleine Gruppen sind resistenter auf Keime, die sie untereinander austauschen», sagt Stadler.

Gestärkt werde der Solidaritätsgedanke. Weichen sich junge und gesunde Menschen aus, tun sie das aus Rücksicht auf die gefährdeten Grosseltern. Und: Impfen sich bisher vor allem Risikogruppen gegen die Grippe, erwartet Stadler höhere Impfbereitschaft bei Corona: «Aus Solidarität statt Selbstschutz.»

Mobilität

Virtuell reisen, grüner werden

Thomas Sauter-Servaes kämpft schon lange für mehr virtuellen Verkehr. Der Zürcher Mobilitätsforscher sagt Sätze wie «Pendeln ist viel zu billig». Oder er hält Skype-Vorlesungen, um zu zeigen, wie unnötig physisches Reisen oft ist. Jetzt sagt er: «Diese Krise kann zu einem Push führen.»

Ein Push für die Umwelt und gegen die Zunahme der Pendlerströme in Zeiten von Bevölkerungswachstum und Klimawandel. Vier Millionen Menschen pendeln hierzulande zur Arbeit, neun von zehn Erwerbstätigen. Dazu kommen 800 000 Auszubildende, die von Daheim zu Schulen oder Universitäten fahren. Die Schweiz ist ein Volk von Pendlern und der Verkehr der grösste Klimasünder.

Die Coronakrise zwingt uns, diese Verhaltensroutinen zu brechen. Den physischen Verkehr einzuschränken, den virtuellen auszuprobieren. Das könnte langfristig zu einem umweltfreundlicheren Mobilitätsverhalten beitragen, das Infrastrukturen weniger belastet und ressourcenschonender ist. Aber nur dann, wenn die Erfahrungen mit neuen Techniken positiv sind und die Systeme bequem

nutzbar. «Das ist die grosse Herausforderung», sagt Sauter-Servaes. Für Prognosen ist es zu früh. Man hört von halbleeren Zügen und soll nun auch den öffentlichen Verkehr während der Stosszeiten meiden. Die SBB haben noch keine Zahlen für eine «belastbare Bilanz». Anders die Swiss, die bis zu diesem Mittwoch 1600 Flüge storniert hat. Am Freitag kündete die Lufthansa-Gruppe an, die Kapazitäten ihrer Airlines in den nächsten Wochen um bis zu 50 Prozent zu reduzieren. Geht man von durchschnittlich 102 410 Flügen pro Monat aus, könnten in vier Wochen 51 205 Flüge betroffen sein. Der Branchenverband Iata schätzt den Schaden der Industrie für das laufende Jahr auf bis zu 113 Milliarden Dollar.

Der Verlust der Fluggesellschaften kann ein Gewinn für die Umwelt sein. Seit Jahren wird darüber debattiert, wie CO₂-Emissionen gesenkt werden können. Dennoch wird weiterhin geflogen, als wäre die Bedrohung durch die Folgen des Klimawandels vernachlässigbar. In China sanken die CO₂-Emissionen infolge des wirtschaftlichen Zusammenbruchs um 25 Prozent. Auch die Luftverschmutzung ging zurück. Die Nasa-Bilder des Landes wären in diesen Wochen braun, jetzt sind sie klar. Trotzdem beurteilt der ETH-Klimaforscher Reto Knutti den Effekt vorsichtig. Die Finanzkrise liess die globale Emissionskurve nur kurzfristig einknicken. Solange Krisen regional oder temporär sind, verzögert sich alles einfach, und der Einfluss bleibt klein. Das CO₂ kumuliert sich langfristig in der Atmosphäre. «Für das Klima ist entscheidend, wie lange die Krise anhält und was wir daraus lernen», sagt Knutti.

Arbeit

Flexibler, effizienter und gesünder

Es klingt wie eine Armeeübung: Bei der Credit Suisse wird in diesen Tagen die «Split Operation» eingeführt. Die Mitarbeiter der Rechtsabteilung werden aufgeteilt oder die Aktienhändler, alle Teams, ohne die das Bankengeschäft kollabieren würde. Die einen werden räumlich getrennt, die anderen bleiben zu Hause, gewechselt wird nach zwei Wochen. Die UBS hat schon vor Wochen damit angefangen, zuerst in Asien, dann in Grossbritannien und jetzt hierzulande. Beide Grossbanken grounden weltweit über 110 000 Angestellte. Geschäftsreisen werden nur in ausserordentlichen Fällen bewilligt. Dasselbe gilt für die Angestellten der Telecomfirma Sunrise, die ab Montag eine Testwoche im Home-Office durchführen, eine Abteilung nach der anderen. Bei der Zurich-Versicherung arbeitet bereits die Hälfte der Belegschaft zu Hause. Twitter empfiehlt Mitarbeitern auf der ganzen Welt Heimarbeit. Grössere Firmen bereiten sich auf den Ernstfall vor, Task-Forces erstellen Richtlinien und Notfallpläne. Alles für den Fall des Totalausfalls. Willkommen in der neuen Arbeitswelt.

Schön ist sie nicht, nein. Dabei kommen im Grunde gar keine neuen Modelle und Technologien zum Einsatz. Digitale Nomaden brauchen zum Arbeiten schon lange nicht mehr als Steckdose, Internet und Laptop. Beruf und Freizeit fließen ineinander, und Bürozeiten von 8 Uhr morgens bis 17 Uhr wirken längst wie aus der Zeit gefallen. Trotzdem ist flexibles Arbeiten immer noch wenig verbreitet. Bis Corona kam und Hunderttausende quasi von heute auf morgen dazu gezwungen werden. Ins Home-Office zum Beispiel, dem immer noch mit einer gewissen Skepsis begegnet wird, als ob auf dem Bürostuhl sitzen ein Garant für Effizienz wäre. Wer jenseits von Corona auf den Geschmack gekommen ist, hält es in Grossraumbüros nicht lange aus. Das Geschwätz, der *Buzz*, der Kollege, der furzt und meint, niemand merke es. Studien zeigen: Wer daheim arbeitet, ist oft konzentrierter, effizienter und zufriedener. Auch weil nicht gependelt werden muss. Dass die alltäglichen Völkerwanderungen in diesem Land die Menschen krankmachen können, ist bekannt. Im Stau stehen oder in überfüllten Trams, auf den Zug hetzen oder Streckenausfälle aushalten - was das bedeutet, kann mit einem Wort zusammengefasst werden: Stress. Rasender Puls, steigender Blutdruck, die körperlichen Reaktionen sind bei Pendlern messbar. So fällt die kleine Umfrage bei Leuten, die in der jetzigen Krise im Heimbüro erste Erfahrungen machen, durchwegs positiv aus: «Bin beeindruckt, wie sensationell das geht», sagt der eine, oder die andere findet es gut, dass Vorurteile gegen Heimarbeit abgebaut werden. Fazit: «Zeitsparend und CO₂-neutraler.»

Konsum

Lokaler, langsamer und stiller

Schweizer mögen die Filme von Gianni Di Gregorio. Gestern hätte der italienische Regisseur in Zürich sein neuestes Werk «Cittadini del Mondo» vorstellen sollen. Doch er blieb in Italien. Mit dem Publikum tauschte sich Di Gregorio über Skype aus. Ähnliches in Genf: Das Menschenrechtsfestival sagte alle öffentlichen Vorführungen ab, überträgt aber 27 Debatten live online.

Das Coronavirus verändert, wie wir Güter und Dienstleistungen konsumieren. Anbieter improvisieren, damit sie noch Kunden haben. Kinobetreiber verkaufen maximal 150 Karten pro Vorstellung. Trotzdem beflügelt Corona einen Trend: weg vom Kino, hin zu Streamingdiensten. Wenig hilft da, dass die grosse Hoffnung der Branche - der neue Bond-Film - erst im April im November anläuft.

Statt mehr, globaler und schneller wird wegen des Virus lokaler, langsamer und weniger konsumiert. Die grossen Uhrenmessen und der Autosalon fallen aus. Marken wie Bulgari oder Breitling führen Ende April die Geneva Watch Days durch: kleine Events in Genfer Boutiquen und Hotels mit wenig Leu-

ten. Autokonzerne stellen ihre neuen Modelle mit aufwendigen Webpräsentationen vor.

Da Kongresse ausfallen und Touristen fehlen, bleiben wohl viele Schweizer Hotelbetten bis Ende Juni kalt. Der Gastro-Unternehmer Michel Péclard sagte zu «Blick», er müsse Umsatzeinbussen von 20 000 bis 30 000 Franken pro Tag wegstecken. Online Essen bestellen floriert. Coop und Migros erzielen Rekordumsätze, insbesondere mit Hauslieferdiensten. Nicht nur, weil man sich für eine Quarantäne eindeckt. In viele Haushalte kehrt Gemütlichkeit ein: Man kocht selber, isst zusammen, kauft lokaler und saisonaler ein.

Derweil federn Industriefirmen Lieferengpässe ab, was sie auf eine mögliche Deglobalisierung vorbereitet. «In einer Welt mit schlanken Lagerbeständen und just-in-time-Produktion ist man anfälliger geworden», sagt UBS-Chefökonom Daniel Kalt. Weltweit dürften viele Firmen ihre Lieferketten wegen des Coronavirus überprüfen und «allenfalls im Sinne einer breiteren geografischen Streuung anpassen», glaubt Swissmem-Chefökonom Jean-Philippe Kohl. «Der Grad der Globalisierung wird aber kaum abnehmen.» Es sei nicht möglich, alles in Europa herzustellen. «Das wäre zu teuer», sagt Kohl. Und: «Was, wenn das nächste Virus aus Europa kommt?»

Kritik an der Globalisierung wächst allerdings seit der Finanzkrise von 2008. Mit Trump regiert ein Protektionist im Weissen Haus. Zwischen Peking und Washington schwelt ein Handelskrieg. Sollte sich das Virus in Europa und in den USA wie in China ausbreiten, würde sich das Wachstum für das laufende Jahr halbieren, prognostiziert die OECD.



ukunft



Verhaltensmuster in Krisen

«Der Mensch neigt zum Herdentrieb»

NZZ am Sonntag: In einer Umfrage von Anfang Woche sagten 70 Prozent, sie wollten zum Gruss weiterhin die Hand schütteln. Verdrängen wir die Gefahren?

Björn Bartling: Im einzelnen Fall ist das Risiko, sich beim Händedruck anzustecken, tatsächlich verschwindend klein. Deshalb verzichten viele Menschen auf solche Vorsichtsmaßnahmen. Ohne Verbot würden sie weiter Konzerte oder Fussballspiele besuchen. Für den Einzelnen mag das eine richtige Einschätzung sein. Doch wenn alle so denken, steigt die Gefahr für die Gesellschaft.

Die persönlichen und die gesellschaftlichen Interessen widersprechen sich?

Genau. Aus Sicht des Einzelnen ist es vielleicht vorteilhafter, trotz möglichen Krankheits-symptomen zur Arbeit zu gehen. Dadurch steigt aber das Ansteckungsrisiko für die Kollegen.

Bisher gingen viele Leute mit einer Erkältung arbeiten oder schickten ihr Kind in die Schule. Das sollen wir jetzt nicht mehr tolerieren?

Ich denke schon, dass dies eine egoistische Handlung ist. Die soziale Verantwortung würde verlangen, dass man auch an die andern denkt. Dasselbe gilt fürs Impfen: Hier geht es nicht nur um den eigenen Schutz, sondern ebenso um das Risiko der andern.

Die Stimmung zum Coronavirus ist in kürzester Zeit gekippt. Die gleichen Menschen, die eben noch Witze machten, haben plötzlich die Regale in den Supermärkten leergekauft. Was ist da in unseren Köpfen passiert?

Der Mensch neigt zum Herdentrieb: Ein solch abrupter Wechsel von Verharmlosung zu grosser Furcht gehört dazu. Rein objektiv bestehen zwar keine Anzeichen für eine Versorgungslücke. Doch wenn alle erwarten, dass die anderen mit Hamsterkäufen beginnen, so bin ich gezwungen, ebenfalls Vorräte anzulegen, weil es tatsächlich zu einer Knappheit kommen kann.

“
Es geht nicht nur um den eigenen Schutz, sondern ebenso um das Risiko der andern.

Björn Bartling



Der Professor für Verhaltensökonomie an der Universität Zürich erforscht, wie Menschen ihre Entscheidungen treffen.

Hat dieser psychologische Effekt auch beim Börsensturz mitgespielt? Bis Mitte Februar sind die Kurse trotz dem Virus auf Rekordstände gestiegen. Dann folgte plötzlich der grösste Absturz seit der Finanzkrise.

Wenn Unsicherheit herrscht, verlassen sich die Investoren weniger auf ihr eigenes Urteil. Stattdessen fokussieren sie darauf, wie sich die Stimmung der Masse entwickelt. Diese Wahrnehmung - was die Leute glauben, was die anderen wohl denken - kann rasch kippen.

Somit bedroht nicht nur das Virus selber unsere Wirtschaft, sondern ebenso eine mögliche Panikreaktion der Leute?

Entscheidend ist das Vertrauen: Die Bürger müssen davon ausgehen können, dass sie offen und ehrlich informiert werden. Gefährlich wird es, wenn die Behörden das Problem herunterspielen. Dann suchen die Leute andere Informationsquellen.

Neigt der Staat aber nicht dazu, die Gefahren zu überzeichnen? Sonst würde ja niemand die Vorsichtsmaßnahmen befolgen.

Für die Verantwortlichen ist es eine Gratwanderung. Denn es besteht immer das Risiko, dass die Entwicklung schlimmer ausfällt als erwartet. In der Psychologie spricht man vom Rückschaufehler: Tritt ein solcher Fall ein, entsteht der Vorwurf, man hätte die Eskalation ja voraussehen können. Doch im Nachhinein ist man immer schlauer.

Die Fallzahlen steigen weiterhin dramatisch. Wie rigoros sollen die Behörden durchgreifen?

Wenn der Staat harte Quarantänemassnahmen durchführt, wie in Italien, ist er in einer undankbaren Situation. Geht das Virus dadurch rasch zurück, kritisieren die Leute, es sei ja gar nicht so schlimm herausgekommen. Letztlich lässt sich der Erfolg nur schwer beweisen, weil man nie erfahren wird, was im gegenteiligen Fall passiert wäre. Interview: Albert Steck